

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

ÜBERSETZUNG des lebensgeschichtlichen Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

geführt am 13.10.2004 in Łódź / Polen

Interviewerin: Ewa Czerwiakowski
Sammlung der Berliner Geschichtswerkstatt
(BGW)

Transkription	Ewa Czerwiakowski
Segmentierung	Anita Szczukowski
Übersetzung	Ewa Czerwiakowski
Erschließung	Anita Szczukowski
Originalsprache	Polnisch
Videolänge	62:37 Minuten

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka
Archivsignatur: dzsw6682

Graphische Transkriptkennzeichnungen

Kennzeichnungen / Grapheme	Erläuterungen
Mhm... mhm	Einsilbige Zustimmung
Hm.... hm	Einsilbige Verneinung
nee, äh, öh	Einsilbige Rezeptionssignale
Wort...	Abgebrochenes Wort oder Satz
Wort (???)	Unverständliche Aussage
{Wort}	Vermutetes Wort / unsichere Transkription
Das=das=das	Stottern
↓	Tonhöhe der Stimme fällt
↑	Tonhöhe der Stimme steigt
G e d e h n t	Gedehnte Sprechweise
>schneller<	Schnellere Sprechweise
„abc“	Anführungsstriche für Zitat
[Lebensmittel]Karten	Hinzugefügte Erläuterung
(4.0), (6.0), etc.	Längere Pausen, gezählt ab 4 Sekunden: vier Sekunden Pause, sechs Sekunden Pause, etc.
((lacht)) ((holt Luft)) ((stauen)) ((Klingel))	Lachen Luft holen Stauen Klingeln
<u>Sprachüberlappungen</u> <u>im Gespräch</u>	Kennzeichnung durch Unterstriche

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

Ewa Czerwiakowski (E.C.): Können Sie bitte Ihren Vornamen und Namen nennen und uns kurz darüber erzählen, was Sie nach dem Kriegsausbruch erlebt haben?

Władysław Lepieszka (W.L.): Ich heiße Władysław Lepieszka und... ich im Kreis Łowicz. Während des Krieges, nachdem die deutschen Truppen einmarschiert waren, unsere Gegend... setzten die Razzien ein, d.h. Deportationen junger Menschen nach Deutschland zur Zwangsarbeit. Als diese Razzien stattfanden gingen, war ich gerade nicht zu Hause, daher wurde meine Mutter zur Gestapo nach Łowicz abgeholt. Nach einer Woche musste ich mich stellen, denn sie wollten meine Mama nicht frei lassen. Ich musste mich also persönlich stellen. Als ich mich stellte, wurde die Mama entlassen, und mich brachte man nach Warschau in die Skaryszewska-Straße. Dort war eine Sammelstelle für diejenigen, die abtransportiert werden sollten. Von dort brachte man uns nach einer Woche mit einem Transport ins Reich.

Ich gelangte nach Schlesien, wo ich bei Waldarbeiten eingesetzt wurde. Der Ort hieß Racibórz, Kreis Ratibor. Wir acht Waldarbeiter wohnten in einem kleinen Raum auf dem Dachboden eines Gasthofes. Tagtäglich gingen wir in den Wald, wo wir Bäume einritzen mussten, um Harz zu gewinnen. Diese Arbeit gefiel mir nicht, denn der Meister, ein junger Deutscher, behandelte uns ... Für kleinstes Vergehen, sogar dafür, dass man unrasiert war – und wir hatten nicht einmal Rasierzeug – schlug er uns mit seiner Gummipeitsche auf den Rücken. So ein Regime führte er ein. Ein Kamerad und ich entschlossen uns also, aus Schlesien zu fliehen. Es war sonntags nach dem Frühstück, und mein Kamerad gab es im letzten Moment auf, er überließ mir seine Brotportion. Und ich begann alleine... Ich flüchtete einfach.

E.C.: Entschuldigung. Heißt das, dass Sie nicht bewacht wurden, dass Sie gehen konnten?

W.L.: Wir wurden nicht bewacht, wir wohnten frei. Man konnte spazieren gehen oder sonst wohin und sich frei bewegen. In dieser Hinsicht gab es also keine Einschränkungen.

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

Also war ich eine halbe Nacht und einen halben Tag auf der Flucht. Ohne Landkarte orientierte ich nach dem Sonnenaufgang. Das besprachen wir mit meinem Kameraden, welche Richtung ich einschlagen sollte, um den Weg nicht zu verfehlen. Also immer Richtung Sonnenaufgang. Abends schaute ich nach dem Mond und tagsüber nach der Sonne. So schritt ich voran. Ich gelangte in die Gegend von Kattowitz. Dort stieg ich auf einen Hügel, dann ging ich bergab. Eine große Lichtung, ein kleines Haus. Ich ging auf einem breiten Feldweg, und sehe, wie aus diesem Haus zwei Gendarmen mit den Fahrrädern in meine Richtung aufbrachen. Ich ahnte schon etwas Böses. Einer fuhr vorbei, der zweite hielt aber an und fragte, wohin ich wollte. Ich sagte, dass ich hungrig bin, da man wenig zu essen bekommt, und dass ich jemanden um etwas Brot bitten möchte. „Wo arbeitest du?“ Ich sagte nicht, dass ich im Wald arbeitete, denn ich hatte Angst, die Wahrheit zu sagen. Da es gerade in der Nähe Gleise verliefen, sagte ich, dass ich an den Eisenbahngleisen arbeitete. „Zeig‘ deinen Ausweis!“ Ich konnte meinen Ausweis nicht zeigen, weil ich keinen Eisenbahnausweis hatte. Da sagten die Gendarmen: „Du kommst mit. Und wir werden prüfen, wo du arbeitest.“ So nahmen sie mich zur Wache, durchsuchten alle meine Taschen und befragten mich noch einmal. Ich wiederholte das Gleiche: auf den Gleisen. Also „Zieh dich aus! Nackt ausziehen!“ Und sie sagten: "Wenn Du nicht die Wahrheit erzählst, bekommst Du eine ordentliche Tracht Prügel bekommen." Da musste ich die Wahrheit sagen, dass ich bei Ratibor im Wald arbeitete. Sie sperrten mich in Kattowitz in eine Zelle. Am nächsten Tag brachte man mich nach Auschwitz.

E.C.: Bitte erzählen Sie, was weiter geschah.

W.L.: Ich wurde also nach Auschwitz gebracht. Unterwegs nach Auschwitz, wir fuhren... einige Tage lang mit einem Eisenbahntransport. Ich weiß nicht, wie lange, vielleicht eine Woche. Abend für Abend... während der Fahrt... brachte man uns immer in ein Gefängnis, in dem wir übernachteten. Wir schliefen dort und morgens ging es weiter.

E.C.: War das eine große Gruppe?

W.L.: Wir waren etwa dreißig Menschen zusammen. An jeder Bahnstation, wenn wir aussteigen mussten, wurden wir schon von den Gendarmen erwartet. Jeder wurde dann mit Handschellen an die Hand des Gendarmen angekettet, und so führte man uns durch die

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

Stadt ins Gefängnis zur Übernachtung... und morgens das gleiche. Wir gingen wieder mit Handschellen, angekettet an die Hand des Gendarmen, zum Zug. Der Gendarm sagte mir... Ah... Die Kosten des Transportes ... Ich hatte zehn Mark dabei. Davon musste ich die Fahrkarte bezahlen, mit diesen zehn Mark. Kurz vor Auschwitz sagte man mir, dass ich auf jede Frage mit „Jawohl“ sagen, mich nicht widersetzen soll, stramm, mit angelegten Armen stehen und brav antworten soll.

Am Eingang wurden wir von einem SS-Mann aufgenommen. Er fragte mich etwas, aber ich weiß nicht mehr was. Aha, er sagte, ich sollte meine Taschen leeren. Ich hatte noch den Rest von diesen zehn Mark und einige persönliche Sachen. Alles musste ich herausnehmen, und alles nahmen sie mir weg. Dann musste ich an einer Stelle vor der Baracke antreten. Die Sonne brannte, ich stand dort in der Sonne und wartete bis zum Abend. Ich durfte mich nicht einmal anlehnen. Als ich mich an einem Pfahl oder etwas anderem, ich weiß nicht mehr, anlehnen wollte, schrie ein Wachmann mich gleich an, ich sollte mich nicht anlehnen. Abends wurde ich ins Bad geführt. Ich bekam einen gestreiften Anzug und blieb einige Wochen in Auschwitz, wo ich in einem Raum mit anderen saß, natürlich.

E.C.: Was das das Stammlager Auschwitz?

W.L.: Das war das Auschwitz I, das Stammlager. Nach drei Wochen – oder war es noch länger, ich weiß es nicht mehr – wurde ich nach Monowitz, also Auschwitz II, gebracht. Und dort ging ich ein Jahr lang zur Arbeit. In Monowitz, war das... auf einer Baustelle. Dort wurde eine Fabrik gebaut, für synthetisches Benzin oder Öl oder Gummi. Jedenfalls war das eine neue Fabrik, und wir mussten dort arbeiten. Das waren Arbeiten im Freien, wir mussten Gräben ausheben, Kabel verlegen. Es gab verschiedene Arbeitskommandos. Man musste Zement von der Rampe zum Lager hin tragen oder den Meistern an der Baustelle helfen, eiserne Teile zu schleppen.

E.C.: Wie sah der Lageralltag aus? Wie wir ihn aus der Literatur kennen, mit Appellen, usw.?

W.L.: Der Tag sah so aus: Morgens stand man – ich weiß nicht, um wie viel Uhr – auf, dann gab es einen Appell wie beim Militär. Alles musste ordentlich aufgestellt werden: Schuhe in

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

einer Reihe, Kleider zusammengefaltet, egal nass oder nicht. Ordnung musste sein, denn der Stubenälteste oder der Lagerführer prüften das. Morgens nach dem Aufwachen musste man in den Waschraum, wir wurden bewacht, jeder musste sich waschen. Es gab lange Betonrinnen und Wasserhähne, aus denen Wasser lief. Dort wusch man sich. Dafür gab es eine bestimmte Zeit, wenige Minuten, ich weiß nicht mehr, wie viele. Dann der Appell vor der Baracke. Man musste in Reihen antreten und warten, bis man die Esstagesration bekam. Brot, Margarine oder Käse oder Marmelade. Nach dem Beziehen der Essrationen ging es zum großen Appellplatz, auf dem wir in Kommandos geteilt wurden. Sie waren unterschiedlich groß: für zehn, fünfzig, hundert oder noch mehr für unterschiedliche Arbeiten. Je nach dem, welchem Kommando man zugeteilt wurde, musste man dann mit ihm zur Arbeit. Nie wusste man, welche Arbeit man erwischen würde – schwerere oder leichtere. Einmal wagte ich es, aus einem großen Kommando zu einem kleineren zu fliehen. Dort waren wir vielleicht fünfzehn. Und ich dachte, die Arbeit wäre leichter. Aber wir mussten Zement tragen. 50-Kilo-Säcke. Auf der Rampe lud ein Häftling den Sack einem auf die Schulter, und so trug man ihn bis zum Depot. Dort warf man ihn ab, und die anderen stapelten dann die Säcke.

Abends gab es zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Signal, dass die Arbeit zu Ende ist. Alle Kommandos mussten getrennt antreten. Ein SS-Mann prüfte, ob die Zahl der Häftlinge, die zur Arbeit gingen, mit der derjenigen übereinstimmte, die von der Arbeit zurückkehrten. Dann gingen wir in Sechserreihen wie beim Militär zum Appellplatz, bei Klängen... Sowohl zur Arbeit hin, als auch zurück, spielte ein Orchester, und dieser Haupt... Hauptlagerkommandantur stand da und besichtigte diesen Einzug. Wir mussten in diese Richtung blicken und mit den Händen winken, sie also begrüßen. In die eine, wie in die andere Richtung. Und wer... Wir mussten in diesen Sechserreihen den Schritt halten wie beim Militär. Wer den Schritt nicht hielt, da stand auf der einen Seite der Reihe ein SS-Mann und auf der anderen Seite stand ein SS-Mann. Hielt jemand den Schritt nicht, bekam er sofort einen Schlag mit der Peitsche.

Es gab verschiedene Fluchtversuche. In den Kanälen versteckten sich meistens die Juden, um dann aus dem Lager zu fliehen. Wir mussten also lange stehen, bis alle... bis sie ihn gefunden haben, denn meistens fanden sie sie. Denn meistens wurden alle wieder

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

geschnappt, es gab nicht allzu viele Möglichkeiten, sich zu verstecken. Derjenige, der zu fliehen versucht hatte, wurde gleich von den SS-Männern mit Fahrrädern abgeholt und direkt in die Gaskammer geschickt. Denn diese Gaskammer war dort gleich in der Nähe, wir gingen an ihr vorbei, 200, 300 Meter weiter.

E.C.: Hatten Sie eine Häftlingsnummer?

W.L.: 4554. Diese Nummer wurden immer aufgerufen, nicht die Namen.

Und später, wenn man zurück in die Stube kam, gab es dann Abendbrot. Man erhielt zu Mittag Kartoffeln, jeden Tag die gleichen. Ungeschälte, ungeputzte Kartoffeln, gekocht mit irgendwas Dreckigem und dicken Spinatstängeln. Alles wurde zusammen gekocht und diese Suppe stank unmöglich ... Aber man war hungrig und aß sie. Nach der Arbeit bekam man das gleiche Essen: ungeschälte, ungeputzte Kartoffeln, manche halb verfault. Vier ganze Kartoffeln waren es abends, keine Suppe. Hatte man noch ein Stück Brot, konnte man es dazu essen. Jeden Donnerstag das war... bekam man 750 g Brot und etwas mehr Margarine. Und Hirsebrei... man bekam süßen Hirsebrei. Das war für mich eine Rarität. Es schmeckte mir damals besser als heute Kuchen.

E.C.: Wie lange waren Sie in Auschwitz II?

W.L.: Ich war dort ein Jahr lang. Ein Jahr lang. Später... denn ich war doch kein Politischer, kein ... Diese Politischen hatten ihre Winkel...

E.C.: Hatten Sie auch ein Abzeichen?

W.L.: Nur die Nummer, die angenäht war. Jeder hatte die Nummer auf einem weißen Band angenäht.

E.C.: Welcher Kategorie der Häftlinge gehörten Sie an?

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

W.L.: Ich war Arbeitsflüchtiger. Für mich war das Straflager. Denn ich flüchtete aus Schlesien, aus dem Wald. So war ich Arbeitsflüchtiger.

E.C.: Welcher Kategorie der Häftlinge gehörten Sie an?

W.L.: Ich war Arbeitsflüchtiger, also... das war ein Straflager. Denn ich flüchtete aus Schlesien, aus dem Wald. So war ich Arbeitsflüchtiger.

E.C.: Was geschah mit den anderen, die zusammen mit Ihnen mit demselben Transport nach Auschwitz kamen?

W.L.: Schwer zu sagen, wo wer ... Wir wurden auf verschiedene Stuben und Baracken verteilt und...

E.C.: Hatten Sie dann keinen Kontakt zu ihnen?

W.L.: Ich hatte keinen Kontakt. Kontakte hatten wir nur in der Stube, in der Baracke, mit denen gab es Kontakte... Mit den anderen hatten wir keinen Kontakt, denn es war verboten, von einer Baracke zu der anderen zu laufen, man durfte auch nicht viel mit den anderen reden. Man durfte nicht an den Draht heran, an den Zaun... Es stand überall geschrieben „Hohe Spannung“, nirgendwo durfte man durchgehen. Ich selber rauchte zwar nicht, aber ich sah, wie... wie die Raucher... was sie rauchten, weiß ich nicht, denn man konnte da nichts kaufen, und Zuteilungen gab es auch nicht. Aber ich sah, wie sie in Verstecken, im Klo oder woanders rauchten.

E.C.: Könnten Sie uns erzählen, wie es zu Ihrer Entlassung kam und was geschah danach?

W.L.: Nun, das Ende war so, dass... wenn ein Häftling irgendwohin weiter geschickt werden sollte, so wurde seine Nummer auf dem Appellplatz aufgerufen, dass diese oder jene Nummer sich nach dem Appell in die Krankenstube begeben und dort auf die Entscheidung warten sollte, was weiter passiert. Also, ich wurde aufgerufen und freute mich und wurde traurig. Denn es herrschte eine Psychose, denn wäre einer krank, dann würde er gar nicht darauf zählen dürfen, irgendwohin geschickt oder gar nach Hause entlassen zu werden.

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

Würde er also in der Krankenstube abgelehnt, so hat er mit nichts mehr zu rechnen, so würde er für immer vergessen bleiben müssen. Und dieser Gedanke beherrschte auch mein Bewusstsein.

Gerade war ich vor Hunger und Erkältung... Zwei Wochen lang regnete es. Als ich in dieser Fabrik arbeitete, um sich zu helfen, sich ein wenig aufzuwärmen, machte man Löcher in einem leeren Zementsack und man zog ihn an. Das war aber verboten, wenn ein SS-Mann das gesehen hätte, würde derjenige für einige Tage im Karzer landen. Aber man machte das verstoßen und zog sich diesen Sack in einem Versteck an. Dann war es ein bisschen wärmer. Die gestreifte Jacke zog man dann über, und einige Stunden war es wärmer. Diese ganzen zwei Wochen lang trug ich ohnehin die nasse Kleidung. Ich war also ziemlich krank, konnte kaum hören, schleppte mich nur so dahin. Und plötzlich wurde ich aufgerufen, angeblich zur Entlassung. Ich ging zum Arzt, stand vor ihm, er fragte mich: „Gesund?“ Ich sagte: „Gesund!“ Und der Arzt sagte: „Ihr seid alle gesund!“ Er schaute mir in den Rachen, sah meine Zunge, er musste doch wissen, dass ich Fieber hatte und wie der Zustand des Menschen war, der Gesundheit. Wir waren vielleicht acht Männer insgesamt. Wir warteten auf dem Platz dort, bis ein Gefängniswagen kommt und uns zum Zug bringt.

Das war... morgens war man bei diesem Arzt, nachmittags kam der Gefängniswagen, und man brachte uns... man fuhr uns zum Bahnhof. Dort waren schon viele, etwa dreißig Häftlinge, wie ich mich erinnere. Alle saßen neben dem Zug auf den... na, auf dem Boden saßen sie, und warteten auf die Abfahrt. Später abends... Und die SS bewachte uns. Und später abends stiegen wir in den Zug ein. In den Waggons gab es Verschläge, in denen wir zu dritt oder zu fünft saßen, weiß ich nicht mehr, ob drei oder fünf, oder... jedenfalls nicht viele. Aber es war eng. Abends fuhr der Zug ab. Der Zug fuhr ab, wohin – wusste niemand.

Ich ging mit diesem Transport nach Berlin. In Berlin brachten mich die Gendarmen, ich weiß nicht, was mit den anderen geschah, ich weiß nur, was mit mir passiert ist, zum Gefängnis am Alexanderplatz.

E.C.: Hatten Sie immer noch den gestreiften Anzug an?

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

W.L.: Nein, nein. Schon aus Auschwitz nach... als man mich aus Auschwitz-Monowitz herausfuhr, hatte ich schon meine eigene Kleidung an. Die Kleidung wurde so desinfiziert, dass war alles so zerknittert und zusammengelaufen, so dass ich sie kaum anziehen konnte. Mit dieser Zivilkleidung gelangte ich also ins Gefängnis. Am Alexanderplatz. Am Alexanderplatz musste man die Kleider ebenfalls zur Desinfektion abgeben, und man bekam die Gefängniskleider. Und dort am Alexanderplatz war ich, ich weiß nicht, so drei Monate glaube ich, so ungefähr. Von dort wurde ich dann aus dem Gefängnis entlassen und ich erhielt einen Zettel, also so einen... Entlassungsschein, eine Entlassung aus dem Gefängnis. Ich verstand damals wenig Deutsch, und dort stand geschrieben, dass ich nach Polen fahren darf. Ein Beamter erklärte mir... in dem Büro, so was wie "abfahren", „Vater“, „Mutter“... Das verstand ich, dass ich also zu meiner Mutter und meinem Vater nach Hause fahren sollte. Aber ich glaubte das nicht. Ich war durch das Ganze so verängstigt, dass ich es nicht mehr wahrhaben konnte. Also ging ich heraus... Dort war so ein langer Flur in dem Gefängnis am Alexanderplatz, in dem Gebäude, in dem Raum. Ich ging zum Ausgang und sah die Menschen vorbeigehen, ich sah die Straße. Und ich bekam eine solche Angst vor diesen Menschen, vor dieser Straße, dass ich mich fürchtete rauszugehen und wieder verhaftet zu werden. Ich begriff nicht, dass ich nun frei war. Ein Zivilist war dort, und ich zeigte ihm diesen Schein. Er sagte wieder: „Vater, Mutter“ und gab mir mit Zeichen zu verstehen, dass ich nach Polen fahren sollte. Aber ich konnte mich nicht verständigen, wusste nicht, ob ich sofort einen Zug besteigen und mit diesem Entlassungsschein einfach losfahren durfte. Jedenfalls nahm er mich wieder in ein Büro mit, oder in ein anderes... Dann sprach er mit jemandem und befahl mir zu warten. Ich wartete da wohl einige Stunden, oder so, glaube ich. Und mich... Dann kam ein Gendarm und brachte mich nach Tempelhof zum Arbeitsamt. Dort war ich auch etwa eine Woche.

Es trug sich so zu, dass als ich in diesem Ost-Lager war, dort gab es so eins... in so einem gelben... die hatten so eine Armbinde und eine gelbe Uniform. Dort war so einer... in dem Foyer..., nehmen wir an, es war ein Foyer. Und er gab mir Uhren, die ich irgendwo illegal verkaufen sollte.

E.C.: War das ein Lager des Arbeitsamtes? Sie sagten, dass Sie dort eine Woche lang waren.

Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter

Władysław Lepieszka

Archivsignatur: dzsw6682

W.L.: Ach... Nein, nein, das brachte ich jetzt wohl durcheinander. Nein, das habe ich verwechselt. Zunächst war ich im Ost-Lager, und... Nein, ich habe es verwechselt. Denn ich arbeitete... Aus Auschwitz nach... arbeitete... Er fuhr mich zur Fabrik in Grünau... Vom Arbeitsamt kam ich zu..., zu..., zu der Chemiefabrik nach Grünau. Die lag am Kanal, ich war dort auf einem Transportschiff. Das Material, so ein Salzstoff, sollte zum Schmelzen verladen werden.

E.C.: Und Sie wohnten in einem Lager neben der Fabrik?

W.L.: Ich wurde in diesem Ost-Lager untergebracht, in dem Russen, russische Kriegsgefangene. Und auch Italiener waren dort, Italiener... Und es gab... einige Dutzende andere Ausländer waren dort auch. Und er, als er mir diese Uhren zum Verkaufen gab... Später wurde ich in dieser Fabrik erneut krank. Ich ging ins Büro, um eine Überweisung zum Arzt zu bekommen, sie schlugen es aber ab und wollten mich nicht zum Arzt schicken. Meine Kameraden bereiteten gerade eine Flucht aus dieser Chemiefabrik in Grünau vor. Ich war krank, aber ich flüchtete mit ihnen. Wir waren zu zweit oder zu dritt, weiß ich nicht mehr. Und wir flüchteten zu einer privaten Firma – den Ort weiß ich nicht mehr –, die elektrische Installationen an verschiedenen Baustellen verlegte.

E.C.: War das bei Berlin?

W.L.: Das war in Berlin. Irgendwo am Rande, aber in Berlin. Ich kann mich an den Namen dieser Station nicht mehr erinnern. Dieser Station erschien früher manchmal in meinen Träumen, damals wusste ich noch den Namen, aber jetzt nicht mehr.

Und ich... als ich dort aufgenommen wurde, fragte man mich, wie ich nach Berlin gelangte. Und wir waren... Weil meine Kameraden älter und klüger waren, während ich überhaupt keine Ahnung hatte. Ich hörte also auf sie und machte das, was sie sagten. Sie sagten, wenn er fragt... Woher sie wussten, dass diese private Firma Arbeiter aufnahm, weiß ich nicht. Jedenfalls meinten meine Kameraden, dass wir sagen sollten, wir hätten unseren Transport

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

aus Polen in Berlin am Bahnhof verlassen hatten, und nun würden wir nach Arbeit suchen. So wurden wir von dem Meister – oder war das jemand anders? – aufgenommen.

Aber ich ging nur einen Tag zur Arbeit in dieser Firma: Ich musste in einem Depot die Ware, Säcke, Zementsäcke bewachen, aber schon am nächsten Tag konnte ich gar nicht mehr zur Arbeit, weil ich sehr krank war. Einige Tage, wohl eine Woche lang, in so einem großen industriellen... Ob das im großen Gebäude war, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls waren das große Räume mit Etagenpritschen, und ich lag dort wohl eine Woche lang. Dann kam ein Gendarm zur Kontrolle. Er kam zur Kontrolle: „Warum schläfst du und bist nicht zur Arbeit gegangen?“ Ich sagte, ich sei krank, mein ganzes Gesicht war angeschwollen. Arzt... zum Arzt konnte ich nicht. Er holte einen meiner Kameraden von der Arbeit, und der fuhr mich zum Krankenhaus... zu dem Krankenhaus... in der ... Graefestraße.

E.C.: Am Urban.

W.L.: Am Urban, ja. Zu diesem Krankenhaus.

E.C.: Sie landeten also im Krankenhaus. Was kam weiter?

W.L.: Im Krankenhaus lag ich – ich weiß nicht so genau, wie lange – vielleicht drei Monate, vielleicht noch länger. Vielleicht sogar ein halbes Jahr. Dann sagte mir der Arzt, dass ich entlassen würde und nach Hause fahren könnte. Das war der Chefarzt. Aber er sagte: „Ich will mich noch erkundigen, denn möglicherweise können Sie“ – oder „kannst du“, ich weiß nicht mehr, wie er mich anredete, mit „Sie“ sicherlich nicht – „überhaupt nicht dahinfahren, denn die Russen stehen schon vor Warschau.“ Ich hatte keine Ahnung, befasste mich nicht mit Politik. Ich wäre schon gerne nach Hause gefahren, aber ich hatte auch Angst, als er von den Russen erzählte. Was wusste ich schon von dem Krieg? Und er sagte dann... später kam er wieder und sagte, dass man nach Polen nicht fahren könne, weil die Russen bereits in Warschau seien. Also die Entlassung. Entlassung zur leichten Arbeit.

Nach der Entlassung musste ich wieder zum Arbeitsamt, das ist das zweite Foto. Ich ging also zum Arbeitsamt und ich wurde eingeteilt... ich erhielt die Zuweisung zur Zwangsarbeit in

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

der Firma Lorenz. In dieser Firma blieb ich bis zum Ende des Krieges. Später... Nachdem der Betrieb dann durch die Bomben beschädigt wurde, gab es dort keine Arbeit mehr, brachte man uns in die Gegend von Berlin, wo wir Schützengräben ausheben mussten. Dort waren schon alle dabei: Deutsche und Ausländer. Das dauerte bis zum Kriegsende.

In der Fabrik in Berlin arbeitete ich bei der Montage von Radioanlagen fürs Militär. Ich war dort der einzige Pole, darüber hinaus gab es noch einen viel älteren Belgier. Die Arbeit war gut, denn sie war leicht. Und ich interessierte mich schon immer für das Radio. Und später, es interessierte mich. Dort gab es zwei Polinnen, d.h. zwei deutsche Frauen, eine aus Bromberg, eine aus Posen. Diese aus Posen sprach mit mir gelegentlich ein paar Worte Polnisch. Normalerweise war es verboten, sich auf Polnisch zu unterhalten. Und diese aus Bromberg... sie sagte, dass sie Polin sei, aber, sagte sie " auf Polnisch werden wir nicht miteinander reden", sagte sie, "das ist nicht der richtige Ort dafür." Ab und zu bekam ich von ihnen eine kleine Scheibe Brot. Sie gaben sie mir nicht einfach so, sondern wir machten aus, dass sie das Brot am Ende des Montagetisches hinlegen würde. Auf einem Montagetisch, am Rand einer Tischecke und ich sollte es mir beim Vorbeigehen verstehlen einstecken, damit... oder ich lege dort ein Stück von einem Radioempfänger. Denn die Teile wurden zu den verschiedenen Tischen gebracht. Wir waren zwei Männer, nur diese Belgier und ich, ansonsten gab es dort nur Frauen, abgesehen von den Meistern und dem Abteilungsleiter. Wenn ich also ein Teil mitbrachte, dann steckte ich mir das Brot ein. Von solchen Broten hätte ich gleich zehn verzehren können, aber immerhin war das schon etwas.

E.C.: Sagen Sie uns bitte, arbeiteten in anderen Abteilungen dieses Betriebs auch Polen?

W.L.: Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Jedenfalls als wir in die Kantine gingen, waren dort gar keine Russen. Es gab nur ein paar... einige wenige Ausländer, aber Polen waren keine da. Ich sah keine... Ich hörte auch keinen Polnisch sprechen. In diesen Abteilungen, die ich kannte, also in der Montage und im Depot mit verschiedenen Teilen, arbeiteten meistens nur Deutsche. Dort, wo wir untergebracht wurden, auf dem Fabrikgelände, gab es – glaube ich – nur drei Polen, wenn ich mich recht erinnere. Es gab einen Litauer. Andere Nationalitäten waren nicht da. Wir waren nur einige, die in diesem

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

Fabrikgebäude untergebracht waren. Das war ein sehr großer Raum mit nur einigen Etagenpritschen. Also sah ich in dieser Fabrik nicht viele Ausländer.

E.C.: Wie erlebten Sie den Tag der Befreiung?

W.L.: Mit dem Tag der Befreiung war es so: Also... in den Schützengräben... als die Bombardierungen schon Tag für Tag stattfanden, da weiß ich nicht mehr genau, wo ich... Aha, noch etwas... wir kehrten wir nach der Arbeit beim Ausheben der Gräben immer noch zur Fabrik für die Übernachtung zurück. Einige Tage lang, vielleicht eineinhalb Wochen. Nach den Luftangriffen lief ich durch Berlin und schaute mir die zerstörten Häuser an. Ein Krankenhaus war zerstört... Lauter Trümmer und Bomben auf der Straße, und ich spazierte inmitten von alledem, und sah, dass es keine Menschen da waren, so dass ich mich fürchtete. Aber ich war auch neugierig.

Dann das Ende des Krieges. Ich weiß, dass wir dabei waren, Berlin zu verlassen. Alle waren auf der Flucht, denn die Luftangriffe kamen einige Male am Tag. Wir haben also Berlin verlassen, sind aus der Stadt geflüchtet. Wir wollten aufs Land. Aber ich weiß nicht mehr wohin. Eines Morgens wachten wir in einer Scheune auf, in der wir übernachteten. Zusammen mit einem Ukrainer ging ich nach draußen. Da waren schon überall die russischen Truppen. Also und wir... der Ukrainer sagte, denn jeder hatte Hunger, und dort bei dem Bauern liefen Gänse auf dem Bauernhof herum. und er befahl... Dieser Ukrainer bat einen Frontsoldaten, eine Gans für uns zu erschießen. Aber der wurde gleich so erbost, dass er seine Pistole herauszog und sagte: „Wir kämpfen gegen die Deutschen, wir töten die Deutschen, und du willst, dass ich dir eine Gans erschieße?“ Ich stand neben ihm, und dieser... Der russische Soldat, der Russe, sagte, wir sollten uns beide an die Mauer stellen und... Er lud seine Pistole durch und er hält sie auf uns... er wollte uns erschießen. So böse war er wegen dieser Gans. Aber der Ukrainer flehte ihn an, sagte, dass wir Hunger hatten und so... Da spuckte der Soldat auf die Erde, steckte seine Pistole ein und ging weg. Dann hatte ich solche Angst vor den russischen Soldaten, dass ich – solange wir diese wenige Tage noch dort waren – die Scheune gar nicht verließ. Wenn ich sie nur sah, wurde es mir gleich übel vor Angst.

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

Dann zogen die Truppen nach Berlin, und auch jeder von uns ging seine Wege. Die Züge fuhren nur streckenweise, man fuhr auf dem Dach, auf der Treppe, sie waren überfüllt, so viele Ausländer kehrten in alle möglichen Richtungen zurück. Ich gelangte nach Moryń.

In Moryń gab es wieder viele Soldaten. Ein russischer Soldat hielt mich auf der Straße an. Aha, es gab eine Stelle, wo das – wie hieß das? – PUR [Polnisches Repatriierungsamt] amtierte. Ich ging hin, aber ich weiß nicht weswegen – wegen des Essens oder wegen der Weiterfahrt. Aber man sagte mir: „Du bist jung, wir können dich hier gut gebrauchen. Du fährst vorerst nicht nach Hause.“ Und ich musste zur Miliz. Einige Wochen war ich dort und musste verschiedene Militärgebäude, vor allem Lagerdepots, bewachen. Oder man fuhr mit den NKWD-Männern auf den See zur Kontrolle. Das heißt, ich musste rudeln, und sie saßen betrunken und schaukelten im Boot, so dass ich Angst hatte, dass wir auf diesen See kentern würden. Dann ging ich zum Bürgermeister – denn es gab schon einen Bürgermeister in Moryń – und bat ihn um Urlaub. Er sagte aber: „Wenn ich dir Urlaub gebe, kommst du gar nicht wieder. Denn dort wirst du gleich eingezogen.“

E.C.: Was geschah in Moryń? Bekamen Sie Urlaub?

W.L.: Der Bürgermeister gab mir schließlich Urlaub, ungern, denn er ahnte, dass ich nicht zurückkehren würde. Und sie bräuchten Milizangehörige für den Schutz von Moryń. Ich bekam wohl zwei Wochen Urlaub, ich meine, nur zwei Wochen. Aber als ich nach Hause kam, ging ich mich anmelden, Bescheid sagen, dass ich hier war, in der Region. Und zwei Wochen später bekam ich eine Vorladung, ich sollte mich der Musterungskommission (RKU) in Skierniewice stellen. Ich ging dahin. Man sagte mir, dass mein Jahrgang zwar noch nicht dran war, aber sie mich als Freiwilligen haben wollten. Denn ich erzählte ihnen zuvor von meiner Arbeit, was, wo und so weiter. „Dann gehst du auf eine Offiziersschule für Telekommunikation.“ So geschah es auch. Ich wurde eingezogen. Danach arbeitete ich zunächst beim Polnischen Rundfunk. Später hatte ich eine Werkstatt für Radio- und Fernsehreparaturen. Seit zwei Jahren bin ich in Rente.

E.C.: Danke. Die letzte Frage: Was war für Sie in dieser Zeit am schlimmsten? In diesen Kriegsjahren.

**Übersetzung des Video-Interviews mit dem ehemaligen Zwangsarbeiter
Władysław Lepieszka**
Archivsignatur: dzsw6682

W.L.: Am schlimmsten waren für mich Auschwitz und das Gefängnis am Alexanderplatz, diese zwei Orte. In Auschwitz wusste ich, dass ich wahrscheinlich nicht mehr freikomme. Die Bedingungen waren doch sehr schlimm. Ich war damals noch nicht verheiratet, also dachte ich nur an meine Eltern, daran, dass ich sie nicht mehr sehen würde. Sonst hatte ich damals keine tieferen Gedanken. Die Lebensordnung war so, und ich mich passte an. Nur dass ich ständig Angst hatte. Man konnte doch überall und immer dazu beitragen, dass man in der Gaskammer oder im Karzer landete. Das letztere war auch schlimm. Manche, die einige Tage im Karzer saßen, erzählten darüber. Das Wasser tropfte, Beton ... Aber dort saß man nicht lange, vier, fünf Tage. Dann auch der Schrecken im Gefängnis am Alexanderplatz. Dort schlief man auf Brettern, als Kopfstütze hatte man ein schräges hartes Brett. Es war schwer aufstehen, es wurde einem schwindelig im Kopf. Es fehlte die Kraft zum Spaziergang auf dem Appellhof, zu gehen auf dem Hof. Tag für Tag musste man raus und danach gab es Essen... das wenige Essen... Also schrecklich waren nur Auschwitz und dieses Gefängnis. Denn die Arbeit war wie eben Arbeit. Ich hatte gute Arbeit, ich kann nicht klagen.

E.C.: Sie erzählten, Sie hätten Alpträume nach dem Krieg. Was träumten Sie?

W.L.: Ich träumte noch unlängst, vielleicht vor zwei, drei Jahren: Das waren Uniformierte, deutsche Soldaten in Uniform. Ich war irgendwo und flüchtete vor ihnen, sie liefen mir nach, und ich wusste, dass sie mich ohnehin schnappen würden. Und ich hatte solche Angst, gefangen und erschossen zu werden.

Ich erinnere mich an den letzten Traum. Von Auschwitz träumte ich mehrfach..., und immer wieder die Gaskammer, wie man sah... In Monowitz gab es eine Gaskammer, und man sah, wie man die Juden da rein führte, oder wie man die Leichen wie Roggengarben auf einen Wagen warf und wegfuhr. Das war an der Tagesordnung. Diese Angst. Das waren die schlimmsten Träume – mit den Erlebnissen aus dem Lager. Ich war immer auf der Flucht und wurde immer verfolgt, von den Gendarmen oder vom Militär. Immer musste ich mich verstecken.

E.C.: Haben Sie vielen Dank.